

Gralshüter der Postdramatik

Kommentar zu Kirschs Kontexte „Was für ein Drama?!“ in TdZ 03/2017

„Müller gut, Jelinek böse“. So untertitelte Sebastian Kirsch in der März-Ausgabe von *Theater der Zeit* seine kurze Invektive gegen das Konzept des Symposions „Die Zukunft des Dramas“, das Ende Januar in Berlin stattfand. In seiner Kolumne beklagt er die kulturrevisionistische Vereinnahmung Heiner Müllers – angesichts der „Explosion einer Erinnerung in einer abgestorbenen dramatischen Struktur“, die gerade „Bildbeschreibung“ nachdrücklich zur Schau stellt. Zugestanden, das Konzept macht mit Blick auf die Geschichte der dramatischen Literatur fast dreier Jahrtausende für die Gegenwart eine Verlustrechnung auf – doch dahinter steht weder ein konservativer ästhetischer noch ein moralischer Impuls. Vermisst wird allein eine dramatische Literatur, der Geschichte und Ausrichtung auf Zukunft nicht gleichgültig sind, die sich – auch, aber nicht zwingend oder ausschließlich über den Dialog – an einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung über diese beteiligt und dem Konflikt nicht aus dem Weg geht. Das Symposium fragte somit nach ihren Charakteristiken und Möglichkeiten angesichts der gesellschaftlichen, ökonomischen und ästhetischen Bedingungen unserer Gegenwart.

Müller steht für diesen Zusammenhang ein, weil er selbst als Vertreter dieser Verlustrechnung gelten muss. Dass seine verzweifelten Versuche, aus den Katastrophen der ersten und den versteinerten Verhältnissen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Poetik der Utopie zu sprengen, die dem

Dramatischen seine Existenz nicht streitig macht, so oft verkannt und stattdessen ausschließlich für den postdramatischen Diskurs vereinnahmt werden, ist zwar nicht neu, aber immer wieder eine ärgerliche Verkehrung. Denn die Diagnose der Krise des Dramatischen ist keineswegs identisch mit der Krise selbst. Von Elfriede Jelinek ist über solche Verlustrechnungen nichts bekannt – ganz im Gegenteil. Hinter dem Begriff „Textfläche“ insofern einen indirekten, gleichwohl gezielten Angriff auf die Nobelpreisträgerin zu argwöhnen, wirkt, auch bei der schieren Masse an Autoren, die sich diesem Textformat mittlerweile widmen, einigermassen seltsam.

Weitaus problematischer jedoch ist die abstrakte Entgegensetzung von „gut“ und „böse“, mit der Kirsch angesäuert operiert. Sie begibt sich auf die Spur derselben moralischen Urteile, mit denen heute oft eine komplexe Form der Mimesis, die immer schon Poesis ist, von den Gralshütern der Postdramatik ihrer theatralen Legitimation beraubt und abgekanzelt wird – man denke an die Diskussionen um das Blackfacing. Wenn inzwischen Schauspielschüler Rollen nicht mehr spielen wollen, weil deren Haltung ihrem moralischen Empfinden widerspricht, steht es in der Tat schlecht um die Zukunft der Dramatik auf der Bühne. Wie weit diese moralisch-ästhetische Begriffsverwirrung bereits vorangeschritten ist, zeigt Kirschs kurzsichtige Polemik selbst, in der kurzerhand Authentizitäts- und Realitäts-effekte mit einer hypostasierten Form von

Mimesis in eins gesetzt und alle drei despektierlich dem Stadt- und Staatstheater zugeschlagen werden. Interessant ist dabei – und dafür steht Kirschs Text exemplarisch – die Unbedingtheit, mit der eine Art Glaubenskrieg zwischen den dramatischen und den postdramatischen Formen auf dem Theater etabliert wird. Gerade die Polyperspektivität und Offenheit, welche die Vertreter des Postdramatischen für sich reklamieren, sollte doch auch den dramatischen Formen und Suchbewegungen auf dem Theater ein Lebensrecht zubilligen, ohne gleich die Keule von Revisionismus und Moral hervorholen zu müssen. Die Postmoderne allerdings, als ehemals aufklärerischer, herrschaftskritischer Diskurs, ist inzwischen in ein hegemoniales Narrativ umgeschlagen, das dem neoliberalen Mainstream in der Affirmation einer posthistorischen und -politischen Welt als der besten aller möglichen hervorragend in den Kram passt. Diese Dialektik entgeht den Postdramatikern offenbar.

Der große Zuspruch indes, den das Symposium, bei dem der sonst durchaus umsichtige Kirsch durch Abwesenheit glänzte, von Publikum und Presse inzwischen erfahren hat, spricht dafür, dass sein *thema probandum* (nicht durch Proklamation, sondern durch Diskussion) einen Nerv getroffen hat. Das Bedürfnis nach einer alternativen Theatersprache und -ästhetik, die sich der dramatischen Poesie nicht systematisch verweigert, lässt sich eben auch nicht durch den hegemonial verkitteten Mainstream unterdrücken. //

Mirjam Meuser

THEATER SUCHT NACHFOLGER

Aus Altersgründen suche ich
eine(n) Nachfolger(in)

für mein seit Jahrzehnten bestens eingeführtes Privattheater im Umfeld einer süddeutschen Stadt mit 200 000 Einwohnern.

Es wäre mir eine Freude, wenn sich eine engagierte Kollegin oder ein Kollege durch diese Hinweise zu einer ersten Kontaktaufnahme animiert fühlen würde: Zimmertheater mit 100, überdachte Sommerspielstätte mit 200 Sitzplätzen, jährlich 13 000 bis 15 000 Besucher, 100 000 Euro Zuschüsse pro Jahr.

Kontakt: leitungtheater@gmail.com